

Kulturelle Vielfalt, Diversität und Differenz ermöglichen

Kultursensible Kulturpolitik

„Vor einem Jahr startete die Kampagne für eine kultursensible Kulturpolitik und Kulturpraxis ‚Aufeinander zugehen – voneinander lernen‘. Wie das Motto der Kampagne bereits ausdrückt, soll MigrantInnen der Zugang zu Kulturangeboten erleichtert werden.“

Die geneigte LeserIn hat zwar richtig gelesen, aber wenn sie den Pisa-Test in Sachen Lesekompetenz, der ja auch das Textverständnis überprüft, bestanden hat, wird sie sehr irritiert sein, mit Recht: Es handelt es sich hier um eine Paraphrase einer Einladung der „Kampagne für kultursensible Altenhilfe“¹, deren Initiatoren und Unterstützer bundesweit begriffen haben, dass sich soziale Dienste in Deutschland, wollen sie den subjektiven Bedürfnissen und objektiven Notwendigkeiten vieler alter Menschen gerecht werden, interkulturell öffnen müssen– „kultursensibel“, wie das neue Zauberwort dafür heißt.

Es erscheint absurd, „Kultursensibilität“ für Kulturpolitik und Kulturpraxis einzufordern, denn wer wenn nicht die Kulturverantwortlichen haben sensibel für Kultur zu sein? Es ist möglicherweise gerade die irreleitende vielfältige Bedeutung des Wortes „Kultur“, die die deutsche Kulturlandschaft eher resistent gegen „Kultursensibilität“ macht.²

Wie schön und gelungen auch immer die Wortschöpfung empfunden werden mag (sensible Kulturleute quälen sich eher damit), so richtig ist doch der Grundgedanke: Unsere Gesellschaft setzt sich aus vielen unterschiedlich geprägten Menschen zusammen, deren Vielfalt kultureller Prägungen nur mit einer Vielfalt des von ihnen Benötigten beantwortet werden kann – wenn Vielfalt als real existent und wünschenswert angesehen wird und die Menschen in ihrer Vielfältigkeit respektiert werden.

Nun kann beim bösesten Willen niemand behaupten, die Kulturlandschaft der Bundesrepublik – um damit das Terrain der Altenhilfe zu verlassen – sei nicht vielfältig: Wie ein riesiges Schloss birgt sie unendlich viele Räume, die locken, die man genießen kann oder auch schnell hinter sich lassen will, Räume, die nicht betretbar sind oder die einem Angst machen; Kultur ist reich, bunt, schrill, zart, laut, leise, hart, schön, häßlich, strukturierend, chaotisch, einlullend, aufrührend, und sie wird durch die Kommunikationsnetze der Medien in ihrer Wirkung vervielfacht. Die Machtinteressen, die hinter der Präsenz des jeweiligen Segments der Vielfältigkeit stehen, sind mehr oder weniger undeutlich, aber identifizierbar. Schließlich: Die Kultur ist den Deutschen – bei allen Sparzwängen – viel Geld wert, öffentliches wie

¹ Vgl. www.kultursensible-altenhilfe.net

² Vgl. die Ergebnisse der Studie „Kulturorte als Lernorte interkultureller Kompetenz“

privates. Dennoch geht man nicht mit allen ihren Ressourcen – denen der Produzenten wie denen der Rezipienten – sorgsam um, am wenigsten mit der Ressource „kulturelle Vielfalt“, obwohl sie diese – wie die Gesellschaft insgesamt – in Zeiten umfassender Globalisierung dringend braucht. „Diversity our strength“ – von diesem Stadtmotto Torontos, das nicht nur ein Motto, sondern ein ständig überprüftes Programm ist, trennen die bundesrepublikanische Kultur-Realität Welten, wenn dies hierzulande überhaupt erstrebenswert erscheint.

Von der „Kultur für alle“ zur „kulturellen Vielfalt“

Das kulturpolitische Konzept der „Kultur für alle“ schien die Lösung der als exklusiv wahrgenommenen Kulturlandschaft der Bundesrepublik in den 60er Jahren zu sein. Kulturpolitiker wie Hilmar Hoffmann³ und Hermann Glaser, bald auch die sich in diesem Umfeld gründende Kulturpolitische Gesellschaft⁴ versuchten die traditionell hochkulturellen, der bürgerlichen Kulturrelite verpflichteten Kulturtempel aufzubrechen und durch für alle zugängliche Kulturorte zu ergänzen: Eine umfassende Demokratisierung des kulturellen Lebens wurde auf die Agenda gesetzt, die in mancherlei Hinsicht noch etwas vom besten „Volksbildungsgeist“ der 20er Jahre atmete. „Kultur für alle“, die –mit *Qualität*, darauf wiesen Hoffmann wie Glaser wiederholt hin - einen Kontrapunkt zu sozialer Ungleichheit setzen wollte, indem sie für alle erreichbar sein sollte, verschreckte die Kulturbürger. Sie fürchteten um die Etats ihrer Paläste, weil sich auch unüberschaubare Freie und subkulturelle Szenen an die gut gefüllten Freßnäpfe drängten. Das neue Programm wurde aber nicht zur ernsthaften Bedrohung, weil zwar die Kulturtempel theoretisch für alle geöffnet wurden, die verschiedenen Szenen aber unter sich und vor allem viele Menschen draußen blieben, weil die symbolische Öffnung der Türen die – durch Bildungsdefizite und soziale Lage verfestigte - Angst und/oder Abneigung vor der Türschwelle nicht aufhob und das, was sich jenseits der Türen darbot, möglicherweise nicht für alle interessant war. „Kultur für alle“ konnte in seinem Anspruch allumfassender Zugewandtheit auf die Verschiedenheit unterschiedlicher Gruppen und Interessen nicht eingehen, obwohl theoretisch im „für alle“ „Vielfalt“ enthalten war.

Von anderer Seite schob sich in den späten 80er Jahren ein anderes kulturpolitisches Konstrukt unter und über dieses demokratiezugewandte, den Anspruch der Demokratisierung der Kultur aber nur partiell einlösende Konzept. Im Kontext des Auseinanderbröckelns politischer Strukturen der Bundesrepublik – die Talfahrt der Parteien, Gewerkschaften, Verbände begann, soziale Determiniertheit von Entwicklungsprozessen und –chancen wurde zunehmend angezweifelt, das gesamte im Kalten Krieg zementierte Ost-West-Gefüge und die relative Abgeklärtheit der jeweiligen Gesellschaftstheorien begannen zu wanken – entdeckten Soziologen eine neue Individualisierung, einen mit der Industrialisierung und Modernisierung der

³ Kultur für alle. Frankfurt 1979

⁴ vgl. Plädoyers für eine neue Kulturpolitik, hg. Von Olaf Schwencke u.a., München 1974

westlichen Gesellschaften einhergehender Prozess eines Übergangs des Individuums von der Fremd- zur Selbstbestimmung⁵ und damit einer weitgehenden Unabhängigkeit von sozialen Prägungen durch Klasse oder Schicht. Bourdieu's Theorie der „feinen Unterschiede“⁶, die postmoderne Veneration der ursprünglich als ethnologische Kategorie gemeinten „Kultur der Differenz“⁷ und die Rezeption des insbesondere in der Jugendforschung fruchtbaren Analyse-Ansatzes der „Cultural Studies“ von Stuart Hall/ Birmingham wurden in Deutschland, projiziert auf den Hintergrund Marx/ Simmel /Weber, zu einer neuen Theorie der Gesellschaftsanalyse, der „Theorie der Lebensstile“ versuchsweise entwickelt.⁸ „Milieus“, „Lebensstilgemeinschaften“, „Kultur des Wählens“ wurden zu zeitweisen Schlüsselbegriffen der Kulturdiskussion der alten bzw. der ganz jung mit der DDR wiedervereinigten BRD, die neue Anker suchte. Die subkulturellen Kulturszenen der DDR schienen der Theorie Recht zu geben. In der Kulturpolitischen Gesellschaft schlug sich diese Phase insbesondere in den durchaus kontrovers geführten Loccumer Gesprächen 1990 nieder.⁹

Die Lebensstildebatte schien der Kultur eine hohe Bedeutungsmacht zu geben und war deshalb wohl auch so verführerisch-wichtig für die kulturpolitische Debatte, denn sie wurde Distinktionsmerkmal. Eine unendliche Vielfalt von Lebensstilen, die sowohl gruppenbezogene Identität nach innen wie auch – ebenso gruppenbezogene – Distinktion nach außen bedeutete, entfaltete sich. Kulturpolitik schwenkte in das Fahrwasser des postmodernen Neoliberalismus ein. Die Vielfalt der möglichen und realen Lebensstile schien die Erfüllung jeglichen Traums von kultureller Vielfalt. Fragen nach kulturellem Reichtum und ästhetischer Qualität stellten sich nur innerhalb des jeweiligen Milieus, innerhalb der Lebensstilgruppe. Fragen nach Teilhabe am kulturellen Leben (oder deren Behinderung) waren überflüssig, weil ja jeder an seiner Lebensstil-Kultur teilhatte.

Der Versuch, mit der Mauer und dem Eisernen Vorhang gleich alle Theorien von gesellschaftlicher Determinierung oder zumindest Beeinflussung zu erledigen, scheiterten an der Wirklichkeit. Die Kultur der Lebensstile verlief sich im Sande.

Wachsende Globalisierung und Internationalisierung auch nationaler Gesellschaften ließ die Frage nach Gesellschaftsmodellen, die die ethnische Diversifikation durch Zuwanderung in den Industrieländern und die damit möglicherweise einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen berücksichtigten, immer lauter werden. Die Notwendigkeit der Identitätsvergewisserung wie auch der neuen Identitätsfindung, der Suche nach der Differenz wie der neuen Gemeinsamkeit stellte sich. In gewisser Weise Fortsetzung des Analyse-Ansatzes der poststrukturalistischen „Kultur der Differenz“, betont die Theorie des Multikulturalismus die Feststellung und Wahrung

⁵ Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, 1986

⁶ Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. (französ. 1979), Frankfurt a.M. 1982

⁷ Appadural, Arjun. Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy, in: Featherstone, Mike (ed.): Global Culture. Nationalism, Globalisation and Modernity. (Sage Publications) London - Newbury Park 1990, S. 308.

⁸ Hermann Schwengel: Lebensstile, Politik und Kultur des Wählens, in: Frankfurter Hefte/Neue Gesellschaft 1987

⁹ Lebensstil und Gesellschaft – Gesellschaft der Lebensstile? Loccumer Protokolle 1990

von ethnischen Differenzen¹⁰. führen kann. Die konkrete Seite dieses Multikulturalismus ist aus der Geschichte der 90er Jahre der BRD wohlbekannt, denn viele der Kulturakteure waren aktiv am Traum von einer multikulturellen Gesellschaft beteiligt. Der Kerngedanke dieses Traums war Toleranz, durchaus im Sinne von Friedrich II: Ein jeder möge nach seiner Façon selig werden.

Was diejenigen, denen diese Zukunft Deutschlands, das immer Spurenelemente des rassistisch-nationalistischen monokulturellen Mißes der Zeit des Nationalsozialismus aufwies, als Öffnung in die Welt erschien, übersahen, war die Tatsache, dass zur multikulturellen Seligkeit die sozialen und rechtlichen Voraussetzungen fehlten, die z.B. Chancengleichheit in Kultur und Bildung garantierten. Und: Es fehlte eine Verabredung zwischen den unterschiedlichen Akteuren, die jeweilig einzelnen wie auch die gemeinsamen Interessen betreffend. Auch über diese Träume ging die Zeit hinweg. Diejenigen, die ernsthaft in der Kulturarbeit oder in der Wissenschaft mit interkulturellen Projekten und Prozessen zu tun hatten, erfuhren und beobachteten die Entwicklung vom „Gastarbeiter“- zum Einwanderungsland (dessen faktische Anerkennung viel zu spät kam) mit seinen vielen konkreten Problemen des Zusammenlebens, die gegen Toleranzpredigten immun waren. Von einem „Scheitern von Multikulti“ jedoch, das in jüngerer Zeit – insbesondere nach den Morden in den Niederlanden und den Banlieues-Unruhen - immer wieder populistisch berufen wird, sollte insbesondere von denen nicht gesprochen werden, die keinerlei Bemühungen um einen Verständigungsdiskurs, geschweige um Partizipation hatten erkennen lassen.

Die Migrantengruppierungen formierten sich im Laufe der Jahrzehnte, Strukturen, die auf Langfristigkeit angelegt waren, bildeten sich. Für manche Autochthone schmerzlich, für andere hoffnungsvoll war das Ziel nicht mehr Assimilation (Angleichung an die Einwanderungskultur), auch nicht mehr seliges Nebeneinander, sondern Integration, die allerdings Offenheit und Beweglichkeit aller Beteiligten voraussetzt. Es geht nicht um das Ausgleichen, sondern um das Erkennen und Benennen von Differenz und um das Aushandeln verbindlicher Standards, um „Verständigung und gemeinsame Regeln des Konfliktaustrags“¹¹.

Eine von Weltpolitik getragene Entwicklung kam dieser Erkenntnis in Deutschland entgegen: die Bemühungen der UNESCO um den Erhalt kultureller Diversität als unschätzbarem Reichtum der Menschheit. Ging es zunächst „nur“ um den Schutz nationaler Minderheiten und die Folgen des Kolonialismus, so kamen zunehmend Fragen der Interdependenz von Menschenrechten und multikulturellen Gesellschaften in den Blick¹², schließlich wurden durch Migration verursachte Konflikte und Minderheitsrechte innerhalb der Gemeinwesen thematisiert¹³ und 2001 in der „Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ zusammengefasst. Damit stand die „Kulturelle Vielfalt“ auf der politische Programm-Agenda der Bundesrepublik;

¹⁰ vgl. Fernand Kreff: Identität als globaler Tauschwert? Zur Artikulation von Diversitäten, Differenzen und Identitäten im globalen Kontext. www.wittgenstein2000.at/staff/staff_kreff.html

¹¹ Julian Nida-Rümelin: Integration als kulturpolitische Leitidee. Gegen die Dauerdefensive der Kulturpolitik. In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr.76, IV/1996, S.30

¹² UNESCO and the Issue of Cultural Diversity. Review and strategy, 1946 – 2003. Paris 2003, S.

deren interkulturelle Vordenker sich sowohl in dem Begriff wie – grosso modo – in der „Allgemeinen Erklärung“ wiederfinden konnten, z.B. im Artikel 2:

„Von kultureller Vielfalt zu kulturellem Pluralismus

In unseren zunehmend vielgestaltigen Gesellschaften ist es wichtig, eine harmonische Interaktion und die Bereitschaft zum Zusammenleben von Menschen und Gruppen mit zugleich mehrfachen, vielfältigen und dynamischen kulturellen Identitäten sicher zu stellen. Nur eine Politik der Einbeziehung und Mitwirkung aller Bürger kann den sozialen Zusammenhalt, die Vitalität der Zivilgesellschaft und den Frieden sichern. Ein so definierter kultureller Pluralismus ist die politische Antwort auf die Realität kultureller Vielfalt. Untrennbar vom demokratischen Rahmen führt kultureller Pluralismus zum kulturellen Austausch und zur Entfaltung kreativer Kapazitäten, die das öffentliche Leben nachhaltig beeinflussen.“¹⁴

Cultural Diversity – Vielfalt *und* Verschiedenheit

Leider stellt die Sprachvielfalt mit ihren Übersetzungsproblemen ein Bein zum kompletten Einverständnis mit der deutschen Version der Allgemeinen Erklärung: „Diversity“, das originale Wort der Konvention, bedeutet mehr als Vielfalt – und dieses „mehr“ ist außerordentlich wichtig: Es bedeutet Mannigfaltigkeit, Vielfalt, aber auch **Diversität** und **Verschiedenheit**. Die Erkenntnis, das Kennenlernen, das Umgehen, das Abwägen, das Akzeptieren (und auch Ablehnen), das sich Verändern macht den Reichtum, den Zugewinn von kultureller Vielfalt, die auch Verschiedenheit ist, aus. Dieser Zugewinn kann aber nur dann fruchtbar werden, wenn die differierenden Werte, Traditionen, Erfahrungen, Lebenspraxen erkannt, zueinander in Bezug gesetzt, in der gesellschaftlichen Interaktion erprobt werden und sich einvernehmlich in diesem Prozess entstandenen Regeln unterwerfen. Natürlich sind diese Regeln nicht Ergebnis eines freien Diskurses im luftleeren Raum, sondern geprägt vom gesellschaftlichen Grundkonsens unseres Staates –man könnte diesen „Leitkultur“ nennen, wäre der Begriff nicht so oft missbraucht) - wie er in der Verfassung formuliert ist und konsensueller Bestandteil der Charta der Menschenrechte ist. Allerdings ist jenseits des Verfassungstextes vieles auszuhandeln, wie die Kopftuch-Debatte zeigte. Die Einsicht in die Notwendigkeit gemeinsamer Regeln, die Ergebnis eines kontinuierlichen Diskurses sein müssen, ist an dieser Stelle jedoch vorrangig geleitet durch Kenntnis des oft außerordentlich konfliktreichen Miteinanderlebens in ausgesprochen multikulturell geprägten Gemeinwesen, was nicht automatisch Messerstecherei bedeuten muss, sondern z.B. auch in sehr unterschiedlichen Vorstellungen vom Recht auf Bildung für Kinder oder in Vorstellungen von Nachbarschaftlichkeit manifest werden kann.¹⁵ Wirkungsvoll werden diese Regeln erst dann, wenn sie nicht qua ordre de Mufti oder vor dem Richter relevant werden, sondern wenn sie Ergebnis eines partizipatorischen

¹³ ebda S. 4

¹⁴ aus: UNESCO heute. Zeitschrift der Deutschen UNESCO-Kommission. Ausgabe 1-2,2002, S. 2

¹⁵ Die Verfasserin arbeitet seit vielen Jahren in einem der härtesten sozialen Brennpunkte Deutschlands mit einer Migrantenquote von mehr als 50%, in Berlin-Neukölln.

Prozesses der gegenseitigen Verständigung sind und dann auch von allen Beteiligten gemeinsam realisiert und eingefordert werden: wenn sie Ergebnis des auf kultureller Diversität bauenden Diskurses sind¹⁶, dessen Realisierung in gemeinsamer Verantwortung liegt.

Dies wiederum setzt von allen Beteiligten Offenheit für die Anderen, die verschieden, divers sind, voraus, und damit ein Konzept von multikultureller Gesellschaft, das Parallelgesellschaften nicht duldet. Qua definitionem ziehen diese sich aus dem allgemeinen gesellschaftlichen Kommunikationsprozess in eigene Welten mit eigenen Regeln und Gesetzen zurück, die anderen nicht offenstehen. In diesem Sinne verstand Bassam Tibi sein Konzept von *europäischer* (von einer anderen sprach er nicht) Leitkultur: „Eine europäische Leitkultur muss (...) auf den Werten der kulturellen Moderne basieren und konsensuell für Deutsche und Migranten als Plattform für ein Miteinander gelten. Das ist die Alternative zu wertebeliebigen Parallelgesellschaften“¹⁷, deren Binnenstruktur sich nicht weit entfernt von den oben diskutierten Lebensstil-Gemeinschaften entfaltet und die auf Differenz bauen, die nach innen konstituiert, nach außen exkludiert.

Das Konzept kultureller Diversität ist letztlich ein umfassendes Programm über die Interaktion verschiedener Interessen und Gruppen in einem Gemeinwesen, gültig auch im Zusammenhang mit Gender, sexueller Orientierung, demografischen Gegebenheiten (all dies wird in Toronto abgefragt, wenn es um die Einhaltung der Diversity-Regeln geht). Integration – und dies meint das Zusammenführen dieser Unterschiede – beruht auf Verständigung und gemeinsamen Regeln des Konfliktaustrags¹⁸. Es gilt, die Ränder der verschiedenen Gruppen, weniger das Zentrum oder die Identität einer Gruppe, und damit das Verhandelbare zwischen den Gruppen aufzuspüren, meint Richard Sennett.¹⁹ Dieser Weg des offenen Diskurses ist ohne Alternative, aber mit Sicherheit voller Widersprüche und Schwierigkeiten, die nicht zuletzt häufig in der Ungleichheit der ökonomischen und politischen Strukturen und somit der Machtverhältnisse begründet sind, in die die Partner dieses Diskurses eingebunden sind, wie Bhikhu Parekh in seinen Reflexionen über Cultural diversity und politische Theorie²⁰ analysiert.

In diesem Sinne hat das Konzept von kultureller Vielfalt mit allen Feldern von Politik zu tun, die gesellschaftliche Interaktion in modernen multiethnischen Kontexten bearbeiten. Kulturpolitik ist ein Politikfeld, das in seinen Möglichkeiten der Arbeit mit Diversity, mit Vielfalt wie Differenz, Avantgardefunktion im Erproben und Erarbeiten eines demokratischen, partizipativen Gemeinwesenkonzepts haben könnte. Dies bleibt aber weitgehend wirkungslos, wenn sich nur Kultur für das Konzept interessiert und alle anderen Felder von Gesellschaftspolitik davon unbeirrt ihren

¹⁶ Nicht zuletzt deshalb ist der Entwicklungsprozess der neu gegründeten Bürgerstiftung Neukölln von überregionaler Bedeutung, weil hier erstmals Migranten und Autochthone gemeinsam Schritte hin zu einem produktiven multikulturellen Gemeinwesen erarbeiten.

¹⁷ Bassam Tibi: Leitkultur als Wertekonsens. Bilanz einer missglückten deutschen Debatte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 1-2/ 2001

¹⁸ Julian Nida-Rümelin, S. 30

¹⁹ Richard Sennett: Ich kann nichts mehr über die Postmoderne lesen. Interview in: Freitag Nr. 29, 16. Juli 1999

²⁰ Bhikhu Parekh: Rethinking Multiculturalism. Cultural Diversity and Political Theory. London 2000

bisherigen Politikstil fortsetzen. Aus diesem Grund ist das Stuttgarter Verständnis des Integrationsbeauftragten als Querschnittsresort als Pilotprojekt sehr wichtig.

Cultural Diversity als kulturpolitisches Programm

Eine der entscheidenden Aufgaben für die Zukunft unserer „alten“ europäischen Gesellschaft und insbesondere Deutschlands in Zeiten weltweiter Globalisierung und Migration wird die Akzeptanz und Gestaltung einer gesellschaftlichen Realität sein, in der Multiethnizität eine Selbstverständlichkeit sein wird, ohne dass aus Angst vor Verlust der Leitkultur Exklusion praktiziert und Zwanganpassung gefordert wird. Die Akzeptanz der cultural diversity, die Achtung der Differenz ist als Notwendigkeit bewusst geworden. Deshalb ist die Aufmerksamkeit auch stärker auf die Reibungsflächen der Diversitäten mit- und untereinander zu lenken, um nicht zerstörerische Flammen entstehen zu lassen, sondern neue Energien im Kontakt der Unterschiede.

Die Ebene der Kultur bietet ein hervorragendes – weil nicht sofort existenzbedrohend und freiwillig – Übungsterrain für Gesellschaft, indem sie sich als transkultureller „Kontakthof“, als „contact zone“ anbietet²¹. Kultur bietet eine Plattform, auf der sich Menschen unterschiedlicher Kulturen präsentieren, anbieten, begegnen, um Partner werben können, sich kurzfristig zusammentun, sich aber auch wieder trennen können und nicht eine pseudoglückliche Multikultigesellschaft darstellen müssen – sich jedoch auch langfristig zusammentun können, dies allerdings auch verbunden mit Anstrengungen, Schmerzen und temporären Verlusten.

Kunst und Kultur können in ihrer Möglichkeit, eine Begegnungsplattform für Diversität, Verschiedenheit, Vielschichtigkeit, Neugier, Eigensinnigkeit und Tradition zu sein, ein wichtiger Motor für die Zukunft der urbanen Zentren, wie der globalisierten Welt sein. Der Diskurs der Kulturen weist aber auch auf das Eigene mit neuen Perspektiven zurück: „Das Medium der Kunst, der Literatur, des Films, des Tanzes, der Musik ist wie kaum ein anderes geeignet, das Transzendieren der eigenen kulturellen Identität zu befördern und erst dadurch sich des Eigenen bewusst zu werden.“²²

Voraussetzung für alle Bemühungen um eine Umsetzung des Konzeptes der *cultural diversity*

als kulturpolitische Handlungsorientierung ist der Diskurs in Augenhöhe, Respekt voreinander und vor anderen kulturellen Traditionen, Wissen um die eigene Kultur wie um kulturelle Identität und Neugier auf Neues, Fremdes, dabei die Erkenntnis voraussetzend, dass Chancengleichheit auf gesellschaftliche – soziale wie politische – Teilhabe unumgänglich ist. Achtung der Differenz als Voraussetzung von Vielfalt ebenso wie der hybriden Neuentwicklungen an den Rändern, dort, wo die Begegnungen stattfinden, sind die zentralen Orientierungspunkte.

²¹ Vortrag von Tomas Ybarra-Frausto bei dem „7.Forum Globale Fragen“ zum „Dialog der Kulturen“ im auswärtigen Amt Berlin am 16.Mai 2002

²² Nida-Rümelin S. 30

Im folgenden seien beispielhaft einige Handlungsfelder benannt, die eine zentrale Rolle im kulturpolitischen Konzept der *cultural diversity* spielen.

- *Cultural Diversity*: Wissen von und über Eigenes und Fremdes

Kulturelle Bildung und ästhetische Erziehung durchaus unter dem Vorzeichen lebenslangen Lernens sind von grundsätzlicher Bedeutung: Wissen über das jeweils Eigene und Erkennen der Differenz zum Fremden ist Voraussetzung für eine Kulturlandschaft, die von kultureller Vielfalt geprägt sein soll. Elternhaus, Kindergarten und Schule – in Kooperation mit vielen anderen, insbesondere den Kulturinstitutionen - müssen bereits den Kindern Grundlagen des Wissens, des ästhetischen Wahrnehmungsvermögens und ästhetischer Praxis vermitteln. Im Sinne von *diversity* als Differenz ist Basiswissen über die eigenen ästhetischen Systeme wichtig. So wie in Berlin Koreaner sehr bemüht sind, ihren Kindern die spezifischen koreanischen Trommelklang- und –rhythmusmuster zu vermitteln, müssen europäische Kinder etwas von europäischen Tonsystemen gehört haben: Der Erkenntnisgewinn der Differenz ist nur möglich, wenn das eigene System bekannt ist. Die Möglichkeit, in deutschen Schulen auch nur ein erträgliches Mindestmaß an kultureller Bildung und ästhetischer Erziehung, die eigene Kultur betreffend (von anderen gar nicht mehr zu reden) zu realisieren, schwindet zunehmend zugunsten anderer Schwerpunktsetzungen dahin.

- *Cultural Diversity*: Pflege und Bewahrung der Vielfalt

Unter den Bedingungen global ausgerichteter und wirkender Medien konzentrierte sich die Diskussion der UNESCO und ihrer nationalen Kommissionen in den letzten Jahren darauf, ob die internationalen Wettbewerbsregeln wie GATS oder die Europäische Dienstleistungsrichtlinie einen Schutz der eigenen Kultur ermöglichen. Mindestens ebenso kompliziert ist die Sicherung kultureller Vielfalt vor unserer eigenen Haustüre. Als Beispiel sei der Umgang mit Sprachvielfalt angeführt. Wird Mehrsprachigkeit im Prinzip als große Chance und – für viele Berufe – sogar als Bedingung angeführt, so gilt dies nur für die „Weltsprachen“ wie englisch, französisch und spanisch, nicht aber für die Sprachen der großen Mehrzahl der Migranten, die in Deutschland leben. Obwohl der Nutzen von Mehrsprachigkeit für Lernerfolge und Chance, die eine gute Beherrschung der Muttersprache für das Erlernen der Zweitsprache bietet, bekannt sind, wird im deutschen Bildungssystem nichts dafür getan, die Kompetenz in der Muttersprache zu erhalten und zu fördern. Havva Engin, eine der Protagonistinnen kulturell diverser Spracherziehung, stellt fest: „Betrachtet man (...) das Bildungssystem der letzten vier Dekaden hinsichtlich der verfolgten Schulpolitik gegenüber Migrantenschülern, so ist zu erkennen, dass sich die deutsche Schule in diesem Zeitraum nicht von ihrem „monokulturellen Habitus“ gelöst hat. Das Bildungssystem bildet nach wie vor seine – überwiegend aus der deutschen Mehrheitsgesellschaft entstammenden - Lehrkräfte für den Einsatz in

monokulturellen Schulen mit monolingualen Schülern aus, die in der Realität nicht existieren.“²³ Brachte der Pisa-Schock zwar die Erkenntnis, dass insbesondere der Sprachentwicklung von Kindern mit nicht-deutschem Hintergrund besondere Aufmerksamkeit zu schenken sei, so beziehen sich die Konsequenzen ausschließlich auf die deutsche Sprache. Unzweifelhaft ist der Erwerb und die Beherrschung der deutschen Sprache Voraussetzung für Chancengleichheit, der Schatz der Mehrsprachigkeit, den diese Kinder in die Wiege gelegt bekamen, darf deshalb nicht vertan werden. Auch hier muss wieder auf Kanada verwiesen werden mit einem hervorragenden Spracherwerbskonzept sowohl der Erst- wie der Zweitsprache. Die deutschen monokulturelle Sprachbildungspolitik setzt sich geradlinig in den in Deutschland unterschätzten öffentlichen Bibliotheken fort, die so gut wie gar nicht in der Lage sind, auf kulturelle Diversität zu reagieren, geschweige denn diese vorzuhalten.²⁴

Einen wohltuenden Kontrapunkt setzt das Projekt „Lyrikline“ der Literaturwerkstatt Berlin, die in Kooperation mit Lyrikern aus der ganzen Welt dafür sorgt, Lyrik in Originalsprache im Internet zum Lesen und zum Hören zu präsentieren. Dieses Projekt macht den wunderbaren Reichtum, den kulturelle Vielfalt ermöglicht, in seinen vielen Sprachklängen greifbar.²⁵

Cultural diversity: Präsentation und Rezeption der Vielfalt

Die internationale Kunstszene agiert selbstverständlich innerhalb der Dialektik von nationalen/ethnisch geprägten Kunstsprachen und weltkulturellen Entwicklungen. Afrikanische, chinesische, australische Aborigines- oder mexikanische Kunst ist uns vertraut geworden; Erkenntnis von Vielfalt auch im Sinne von Differenz ist essentiell. Damit geht jedoch nicht automatisch eine Rezeption dieser Vielfalt einher, sind doch die Differenzen eher Sache eines Spezialistenpublikums, während breitere Schichten sich eher mit Melangen à la Weltkultur zufrieden geben – dabei dennoch Vielfalt und Andersartigkeit genießend.

Was auf der Ebene der internationalen Szene und der Kulturleuchttürme in Zeiten perfekter Reise- und Transportmöglichkeiten im Prinzip nur eine Frage des Geldes ist, stellt sich im Dickicht der Städte hierzulande viel komplizierter dar, denn hier geht es um die Wertschätzung von Vielfalt und Differenz kultureller Äußerungsformen, die nicht mit dem Siegel weltkultureller Qualitätsnorm versehen sind, deren Präsentation und Rezeption aber für die Erringung der lokalen gemeinsamen Plattform des auf Wissen um Differenz gegründeten Respekts von großer Bedeutung ist. Die Teilhabe der Migranten an dem kulturellen Leben der Autochthonen stellt sich für deren große Mehrzahl als enormes Defizit dar; formale Öffnungen der Kulturinstitutionen ändern daran kaum etwas. Hier wird die Differenz zur Fremde. Bis auf die beliebten Folklore-

²³ <http://bildungplus.forumbildung.de>

²⁴ vgl. Dorothea Kolland: Ein interkulturelles Bibliotheksprojekt. In: Kulturpolitische Mitteilungen 111, IV/2005, S. 50f

²⁵ www.lyrikline.org

Darbietungen, die an schöne Urlaubstage erinnern, haben alle Beteiligten noch einen weiten Weg, der insbesondere durch Teilhabe-Barrieren aller Art blockiert ist.

Cultural Diversity: Perspektiven der Geschichtsbetrachtung

Geschichtsdarstellung ist immer Ausdruck nationaler Befindlichkeit, sei dies in Schulbüchern oder Ausstellungen. Die deutsch-polnische Schulbuchkommission war in den 70er Jahren der erste Schritt zum Beginn eines neuen Verhältnisses zu Polen, indem differente Wahrnehmungen und Erfahrungen Raum gelassen wurde und damit die Basis eines neuen Verständnisses geschaffen wurde. Weg von bislang monokulturellem Verständnis müssen differente Sichtweisen zugelassen werden, die Öffnungen zu Diskursen bieten, wie etwa die Ausstellung „Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen“ des Deutschen Historischen Museums. Die Erringung eines neuen Konsens als Ausdruck kulturell diverser Realität bedeutet auch, dass die Erforschung, Darstellung und Vermittlung von lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Geschichte um Perspektiven ergänzt werden muss, die Migranten mit ihrer Geschichte und ihrem Beitrag an historischen Prozessen auf großer wie kleiner Ebene teilhaben lässt. Das „Projekt Migration“²⁶ leistete einen beachtlichen Diskussionsbeitrag zu dieser Forderung, kulturelle Diversität auch bei der Darstellung historischer Entwicklungen zu berücksichtigen, indem es einen radikalen Perspektivwechsel vornahm. Überzeugender noch tun dies seit Jahren die Regionalmuseen in Kreuzberg und Neukölln, die grundsätzlich ihre Ausstellungsprojekte kulturell divers anlegen, weil Beschäftigung mit einem multikulturellen Gemeinwesen immer auch kulturell diverse Positionen zu Tage bringt.

Mit einer polyphonen Komposition vergleicht sich das Museum, das kulturelle Diversität zum Thema und zum Programm gemacht hat: Das „Oral History Museum“ in Toronto“, das über viele Jahre hinweg Interviews mit Migranten gesammelt hat. Multimediapräsentationen erzählen mit vielen Bildern und Geschichten, wie viele Menschen unterschiedlichster Herkunft das Gemeinwesen gewebt haben – das soziale Gedächtnis der Einwanderungsstadt Toronto: „...ein Symbol der Bereitschaft, die Erinnerungen der Einwanderer als ebenso stichhaltiges wie archivalisches Material zu begreifen und Individuen von verschiedenartigen Communities als Produzenten von Geschichte zu erkennen.“²⁷

Cultural Diversity: Foren für den Balanceakt zwischen Vielfalt und Differenz

Das Konzept der *cultural diversity* ist nie zuende ausgehandelt, sondern Objekt immerwährenden Diskurses, so wie auch das gemeinsame Regelwerk, Voraussetzung für die Realisierung von *cultural diversity*, nie ein für allemal

²⁶ Ausstellung in Köln, 2005/2006, Veranstalter: Bundeskulturstiftung und Domit e.V.

²⁷ Informationsmaterial der Multicultural History Society of Toronto

feststehen wird. Die Verwirklichung dieses Diskurses aber ist ein komplexer Prozess, der insbesondere Kommunikation voraussetzt. Genau daran aber mangelt es im Regelfall zwischen den notwendigen Akteuren insbesondere im Kontext des Gemeinwesens. „Ausländerbeiräte“ lösen dies Problem nicht. Sie agieren als Interessenvertreter, beachten aber nicht die „Ränder“ im Sennettschen Sinne. Träger der vielfältigen wie unterschiedlichen kulturellen, durch ethnische und soziale Bedingungen und/oder religiöse Überzeugungen geprägten Positionen sind durch ethnische, kulturelle, religiöse Gemeinsamkeiten geprägte Communities; Julian Nida-Rümelin schlägt alternativ das Modell des „humanistischen Individualismus“²⁸ vor, der den involvierten einzelnen Individuen an der Schnittstelle unterschiedlicher Identitäten Autonomie sichert. Ob nun das kommunitaristisch oder das individualistisch orientierte Modell – die zu lösende Aufgabe ist die Formulierung eines Konsenses, der Differenz berücksichtigen muss, um Vielfalt zu garantieren, die Konstituierung einer „Metakultur“²⁹. Dies setzt die Akzeptanz dieser Differenz formulierenden Communities voraus, als „Ausdruck des Bedürfnisses nach Abgrenzung und Versicherung der jeweils eigenen kulturellen Identität“³⁰. Kunst und Kulturprojekte können als „gemeinsame dritte Sache“, als Fokus, als Labor Situationen des gemeinsam Agierens und Plattformen des gemeinsamen Gesprächs dienen, die Kennenlernen ermöglichen und Handeln auf verschiedenen Ebenen ermöglichen – außerhalb von den Konfliktsituationen, in denen sonst Kontakt meist stattfindet, außerhalb von existentiell Leistungsdruck, frei von Angst. und existenzbedrohendem Leistungsdruck. Manchmal geht es „nur“ darum, Raum zu schaffen, um sich gegenseitig zuzuhören. Dieses Defizit, das eine Formulierung und Realisierung gemeinsamer Interessen und Erfahrung produktiver Vielfalt blockiert, ist so leicht und zugleich so schwer zu beheben. Es geht um „eine Vorgehensweise, die weder auf Überredung noch auf Bekehrung aus ist. Sie zielt vielmehr darauf, Verständnis füreinander zu entwickeln, indem man sich auf gemeinsame Werte einigt und gemeinsam dem Zusammenleben eine neue Bedeutung verschafft.“ (Kofi Annan)

Cultural Diversity: Brutstätte des Neuen

Ein besonderer Aspekt kultureller Vielfalt als Hort von Diversität und Differenz, der seine Dynamik ausmacht, ist die Entwicklung von Neuem – dort, wo die Ränder des Differenten sich ineinander verweben und Hybride entstehen. Kunst und Kultur können in ihrer Möglichkeit, eine Begegnungsplattform für Diversität, Vielschichtigkeit, Neugier, Eigensinnigkeit und Tradition zu sein, ein wichtiger Motor für die Zukunft einer globalisierten Welt sein, die ihre vielen Besonderheiten im Sinne nachhaltiger Entwicklung ihrer Diversität nicht aufgibt. Diese Möglichkeit deutet sich in den europäischen Metropolen an, deren neuen urbanen Kultur sowohl eine

²⁸ Nida-Rümelin S. 28

²⁹ vgl. Detlev Ipsen e.a.: Toronto. Migration als Ressource der Stadtentwicklung. Kassel 2005, S. 117ff

³⁰ Dorothea Kolland: Neue Aufgaben kommunaler Kulturpolitik im Einwanderungsland Deutschland. Loccumer Protokolle 07/02,2003, S. 115

Begegnung vieler Kulturen wie auch von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft ermöglicht – Voraussetzung für Modernität und Zukunft. Und die Brennpunkte dieser neuen urbanen Kultur sind meist in den sozialen Brennpunkten dieser Metropolen zu finden, denn Avantgarde und Suche nach neuen Ufern paart sich selten mit Wohlstand oder gar Reichtum. Neue ästhetische Ausdrucksformen und –sprachen werden aus dem Erleben der Vielfalt heraus entwickelt, wobei sich zum Bedauern der ethnografischen Urtextler Schärfe der Differenz verschieben oder verändern. Diese Recherche nach Neuem unterscheidet sich erheblich von denen, die kulturharmonistisch Differenzen ausgleichen und Ungleiches gleich machen, wie es bei manchen „Weltmusikern“ der Fall ist.³¹ Bereits heute zeichnet sich ab, dass auf dieser Plattform nicht nur avantgardistische, experimentelle hybride Kunst und Kultur entwickelt wird, sondern auch auch „hybrid identities“ spezifische Entwicklungsmöglichkeiten finden – als notwendige Elemente eines friedlichen Globalisierungsprozess. Im Gespräch befragt nach Heimat und Identität berichten gerade durch Migration und Erfahrung mit Diversität geprägte Künstler nicht oder nur marginal von Defiziten und Verlusten (was bei durch Flucht oder Vertreibung ausgelöster Migration nicht verwundern würde), sondern vor allem vom Gewinn an Kompetenz und Kreativität durch das Erleben von und Leben in unterschiedlichen Kulturen.³² Mit Spannung ist die Entwicklung junger Künstler zu beobachten (und zu fördern) die von ihrer Herkunft oder Biografie unterschiedlichen kulturellen Kontexten angehören und auf der Suche nach ihren Erfahrungen, Hoffnungen und Träumen entsprechenden künstlerischen Formen sind.³³ Generell werden jungen Menschen mit interkulturellem Wissen, die mindestens bilingual und in mehreren Kulturen zuhause sind, zu wichtigen Bindegliedern der verschiedenen Interessengruppen, ethnischen Communities und Generationen werden und einen wichtiger Orientierungspunkt für die Kinder und Jugendlichen darstellen, die bislang kulturelle Vielfalt als sie ausschließend erlebten.

Cultural Diversity: Demokratie des Respekts

Das Leitbild des Konzepts *Cultural Diversity* ist der Garant möglichst großer Vielfalt im Sinne von Diversität wie Differenz bei möglichst geringen Restriktionen, die vom Konsens aller getragen werden. Dies beschreibt Bassam Tibi als Pluralismus, im Zaum gehalten durch sein Verständnis von europäischer Leitkultur: „Pluralismus bezeichnet (...) ein Konzept, nach dem Menschen unterschiedlicher Weltanschauungen zusammenleben und das Recht auf Anderssein und Andersdenken besitzen, sich gleichzeitig aber zu gemeinsamen Regeln - im Besonderen der gegenseitigen Toleranz und des gegenseitigen Respekts - verpflichten. (...) Ohne eine solche Leitkultur im oben beschriebenen Sinne gibt es

³¹ Veit Erlmann: Ideologie der Differenz: Zur Ästhetik der World Music. In: Forschungszentrum Populäre Musik der Humboldt-Universität Berlin, Popscripum 3 – World Music,

³² vgl. Gespräche mit Amelia Cuni, Grigori Kofmann, Carlos Medina, Amel Tafsout, Yoko Tawada, Emine Sevgi Özdamar und Adel Karasholi im Laufe des Kongresses „Inter.Kultur.Politik.“ der Kulturpolitischen Gesellschaft, Juni 2003, Berlin

³³ z.B. in der Experimentalreihe „Beyond Belonging – Migration² des Theaters Hebbel am Ufer, Berlin

kein Miteinander der Menschen, sondern ein Nebeneinander in weltanschaulich unversöhnlichen Ghettos, die als Parallelgesellschaften nur Konfliktpotential bergen würden“.³⁴ Damit bezieht sich Tibi auf Pluralismus als zentrales Leitbild moderner Demokratien, deren politische Ordnung und Legitimität ausdrücklich auf der Anerkennung und dem Respekt vor den vielfältigen individuellen Meinungen, Überzeugungen, Zielen und Hoffnungen beruht; keine Instanz darf in der Lage sein, allen anderen ihre Überzeugung aufzuzwingen. Dies differiert deutlich vom Konzept einer (deutschen / christlichen) Leitkultur, der alle, die in den Grenzen des Geltungsbereichs dieser Leitkultur leben wollen, zustimmen müssen: Das Essential des Pluralismus ist der Konsens, dessen Grenzen die der demokratischen Grundordnung sind. Um nochmals auf die „Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ der UNESCO zurückzukommen: „Kultureller Pluralismus ist die politische Antwort auf die Realität kultureller Vielfalt. Untrennbar vom demokratischen Rahmen führt kultureller Pluralismus zum kulturellen Austausch und zur Entfaltung kreativer Kapazitäten, die das öffentliche Leben nachhaltig beeinflussen“. Was kann eine besserer und zukunftssträchtigerer Leitidee für Kulturpolitik sein als kulturelle Demokratie garantierende kulturelle Vielfalt – mit all ihren Potentialen, Diversitäten und Differenzen?

Veröffentlicht in:

Jahrbuch für Kulturpolitik 2006

Herausgegeben für das Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. von Norbert Sievers und Bernd Wagner

Essen 2006

³⁴ Bassam Tibi: Leitkultur als Wertekonsens, a.a.O.